

Veränderungen seit den 1960er Jahren. Den Band beschließt ein Beitrag von Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz über „Edith Stein – Philosophin und Karmelitin“.

Die Beiträge des Bandes bestechen durch ihre thematische Vielfalt und chronologische Breite. Gerade wegen dieser Spannweite, vor allem aber angesichts der teilweise recht unterschiedlichen Verwendung von Begriffen wie „Bildung“ oder „Gelehrte“ in den einzelnen Beiträgen, hätte man sich einen einführenden oder zusammenfassenden Aufsatz mit einer Verortung des Themas in die aktuellen Forschungsdiskussionen zu den Themen „Bildung“ oder „Wissen“ gewünscht. Das Ziel, die geistigen Leistungen von Nonnen, Beginen oder Kanonissen in Erinnerung zu rufen, ist den Herausgebern des Bandes, der durch ein Register gut zu erschließen ist, indes vollauf gelungen.

Tübingen

Sabine Klapp

*Helen Parish: Clerical Celibacy in the West: c. 1100–1700*, Farnham: Ashgate 2010 (Catholic Christendom, 1300–1700, hrsg. von Thomas F. Mayer), XI+ 282 S. Leinen. ISBN 978-0-754-63949-7.

Im Rahmen einer Reihe, die programmatisch die Kontinuitäten zwischen Mittelalter und Neuzeit herausstellen und die Zäsur der Reformation relativieren will (Series Editor's Preface, VII f.), präsentiert dieser Überblick den gegenwärtigen Forschungsstand zum Thema in gefälliger Form – sieht man von den lateinischen Zitaten in den Fußnoten ab, die bisweilen von Druckfehlern bis zur Unleserlichkeit entstellt sind.

Die Geschichte des Priesterzölibats in der lateineuropäischen Christenheit wird fast kontinuierlich begleitet vom Streit über dessen Grund und Geltung. Weithin verlaufen diese Debatten als Deutungskontroversen über bestimmte frühkirchliche Quellenzeugnisse. Diese endlosen Querelen sind auch deswegen so langweilig und ermüdend, weil in ihnen die eigentlich wirksamen Triebkräfte der Kontrahenten eher verschleiert als offengelegt werden: Jeweils unterschiedliche normative Vorstellungen über Wesen und Aufgabe des Geistlichen Amtes instrumentalisieren die normativen Dokumente für ihre argumentativen Absichten; exemplarisch lässt sich das ablesen an der Paphnutius-Legende und der Reihe ihrer kontroversen Beanspruchungen (67–71). Historiographisch ergibt sich daraus die Frage, ob die Geschichte des Priesterzölibats vorwiegend als Geschichte dieser Kontroversen oder als Kapitel der nach hinten wie vorne offenen Geschichte der Amts- und Kirchenkonzeptio-

nen zu verstehen ist. Die Vf.in stellt sich entschlossen auf die erste Seite der Alternative; sie bietet also eine Geschichte der Normen und der Normenkonflikte. Darum muss sie mit den in dieser Perspektive alles bestimmenden Anfängen beginnen und schildert zunächst die Vorgeschichte des Zölibats in der Alten Kirche (15–57) und im Frühen Mittelalter (59–86). Gemäß ihrer Gesamtkonzeption liest sie die einschlägigen Quellen immer schon in dem Licht, welches die späteren Kontroversen dann auf sie geworfen haben – und in späteren Kapiteln kehrt sich das dann entsprechend um. Im Zentrum der Darstellung stehen selbstverständlich die Kirchenreformen des 11./12. Jh.s. In der Schilderung der Ereignisse nimmt die Vf.in entschlossen den Standpunkt ihres Helden, des Zölibats, ein – sein Wohl und Wehe stehen im Focus, die übrigen Anliegen der gregorianischen Kirchenreform bilden lediglich die sparsam ausgestattete Kulisse für die Wechselfälle seines Ergehens. Die Fragen, wie ein Priester auf dem Lande sein Leben fristete, und wie er überhaupt unter den ihm vorgegebenen Lebensbedingungen ohne eine Frau an seiner Seite hätte existieren können, stellt sich die Vf.in ebenso wenig wie damals die Protagonisten der Klerusreform, Mönche bzw. Regularkleriker, die eine ländliche Pfarrei allenfalls aus der Ferne kannten. So sind im ductus der Darstellung die formal-legislatorischen Akte und die Anstrengungen zu deren Durchsetzung von entscheidender Bedeutung, die Bezugnahme auf die Agitation des Petrus Damiani (109 f.) bleibt randständig und blass; dass die publizistischen Invektiven und die legislativen Initiativen gegen den „Nikolaitismus“ in den revolutionären Kampf für ein weithin neuartiges Leitbild der Kirche gehörten, bleibt gänzlich unterbelichtet. Interessant sind die folgenden Hinweise auf die kanonistischen Bemühungen, rechtssystematisch einen organischen Bezug zwischen dem Zölibat und der Priesterweihe herzustellen (112–114). Die spätmittelalterliche Kirche litt, so die Vf.in, an dem Widerspruch zwischen Rechtsordnung und Wirklichkeit. Arrangements wie das „Milchgeld“, das beweibte Priester ihrem Bischof entrichteten (126 f.), wurden von Kritikern wie Bettelmönchen gern skandalisiert; die Vf.in folgt ihnen darin unkritisch – dass zölibatäre Priester seitens ihrer verheirateten männlichen Gemeindeglieder vielfach misstrauisch beäugt wurden, passt nicht in ihr Bild. Dass die Reformation (143–183) einen neuen Begriff von Wesen und Zweck des geistlichen Amtes begründete, dass von hier aus der Zölibat zum Unproblem wurde, und dass mit dem evangelischen Pfarrhaus eine neuartige Modellgestalt christlichen Lebens entstand, interessiert die Vf.in

allenfalls am Rande. Sie konzentriert sich einseitig auf die eskalierenden Absichten und Wirkungen der Eheschließungen von Priestern und Mönchen in den Anfängen der Reformation und auf die folgenden publizistische Kontroversen über die Geltung und Auslegung normativer Texte, in denen natürlich immer wieder dieselben Argumente ausgetauscht wurden (176–79). So bleibt der Reformation im Gesamtduktus der Untersuchung vornehmlich katalytische Bedeutung, sofern der radikalisierte Widerspruch gegen den Zölibat die Bemühungen um dessen Begründung und Verwirklichung zu neuen Leistungssteigerungen emportrieb (185–208). Interessant sind hier die Angaben darüber, wie die Umsetzung der einschlägigen Trienter Reformdekrete vonstatten ging: Noch im 2. Drittel des 17. Jahrhunderts gab es in Deutschland wie in Frankreich Diözesen, in denen Priester faktisch Ehemänner und Familienväter waren. Dass die Quellen, Syodalakten, diese Männer als Konkubinari bezeichneten, muss man als historisches Faktum natürlich registrieren, aber es besteht doch kein Grund, diese Abqualifizierungen unkritisch zu übernehmen (196f.)! Vielmehr sollte man sich möglichst deutlich machen, dass hier, wie seit dem 11. Jhd. immer wieder, schlichtweg unterschiedliche Formationen sittlichen Bewusstseins aufeinander trafen, von denen die eine die andere in einem jahrhundertelangen Kampf allmählich niederrang. So hinterlässt dieses Buch einen ambivalenten Gesamteindruck: Es bietet konzentriert eine Fülle von Informationen, aber die Interpretationsperspektive kann nicht vollständig überzeugen.

Wuppertal

Martin Ohst

*Christa Bertelsmeier-Kierst (Hrsg.): Zwischen Vernunft und Gefühl. Weibliche Religiosität von der Antike bis heute, Frankfurt u. a.: Peter Lang 2010 (Kulturgeschichtliche Beiträge zum Mittelalter und der frühen Neuzeit 3,) VIII, 221 S., geb., ISBN 978-3-631-58776-8.*

Der Sammelband vereinigt in sich Beiträge einer Ringvorlesung in Marburg, die im WS 2007/08 anlässlich des 800. Geburtstages der hl. Elisabeth von Thüringen gehalten wurden. Die Herausgeberin artikuliert als Ziel der Beiträge, dass „Aspekte der Frauenfrömmigkeit im gesellschaftlichen und kulturhistorischen Wandel“ deutlich werden sollten. Implizit werden hier also weibliche Religiosität und Frauenfrömmigkeit synonym verstanden. Leider wird weder die eine noch die andere Begrifflichkeit genauer definiert, außer man

bezüge den Obertitel des Bandes darauf und erläge damit der gefährlichen Engführung einer weiblichen Religiosität, die zum einen deutlich von männlicher Religiosität zu unterscheiden ist – was erst zu beweisen wäre – und zum anderen bliebe der Aspekt einer Konstruktion von gender unberücksichtigt, wenn eine statische Bestimmung von weiblicher Religiosität als zwischen Vernunft und Gefühl situiert vorgenommen würde.

Die einzelnen Beiträge wiederum unterscheiden hier durchaus zwischen sozialer Praxis und normativer Theorie. Der Band ist chronologisch aufgebaut und beginnt mit zwei Beiträgen von TheologInnen zu Frauen im Judentum und in der Antike. Rainer Kessler, der als Alttestamentler „Blicke auf Frauen in jüdischen Schriften aus persischer und hellenistischer Zeit“ wirft, betont eingangs, dass es keine Quellen von Frauen selber aus der Zeit gibt, und somit keine authentischen subjektiven Frömmigkeitsäußerungen vorliegen. Er rekonstruiert literarische Frauenbilder, – vornehmlich aus dem biblischen Sprüchebuch und dem zu den Apokryphen gehörenden Buch Jesus Sirach – in denen sowohl frauenfeindliche wie positive Stilisierungen vorkommen und bei denen es sich um männlich geprägte Frauenbilder handele. „Die Perspektive, die die Texte einnehmen, ist eindeutig; es ist die Sicht des Mannes auf die Frau.“ (5) Er setzt sie in Bezug zum gesellschaftlichen Kontext der Epoche, die durch eine faktische Schwächung der Männer in ihrer Rolle als patriarchale Familienväter erfolgt sei, die er als eine Ursache für die polaren Konstruktionen ansieht. Als „Gegenbuch“, das eine frauenfreundliche Tradition bewahrt hat, sieht er das biblische Buch Rut an. Die Marburger Neutestamentlerin Angela Standhartinger wendet sich der Rolle der Witwen im antiken Judentum und frühen Christentum zu und rekonstruiert deren sehr eigenständige Position. Ärgerlich für Forschungsinteressierte ist an diesem Beitrag, dass aus den antiken Quellen ohne präzise Angabe der verwendeten Ausgabe zitiert wird (z. B. Ignatius an die Smyrner 13,1 in Anm. 6, u. ö.) und der zweifache Druckfehler Perigrinus/Perigini (Anm. 28) statt Peregrinus.

Dem Mittelalter widmen sich fünf Beiträge. Der Person der irischen Heiligen Brigit von Kildare (um 500) geht der Keltologe und Sprachwissenschaftler Erich Poppe akribisch nach und kann zielsicher Quellen mit unterschiedlichen Genderkonstruktionen voneinander abgrenzen und Gefahren vorschneller Zuordnungen zu gleichsam ahistorischen Geschlechterrollen benennen. Auch die Mainzer Historikerin Stephanie Haarländer dekonstruiert mit ihrem Aufsatz zu „Chancengleichheit